Das Testament



Solltet Ihr, liebe Eltern, diese Zeilen lesen, seid gewiss, dass sich mein Schicksal, das Schicksal von ‹Carlos Rodrigues de la Vega›, erfüllt hat. Es gibt somit keinen Grund, jetzt noch mit den Umständen zu hadern, die dies herbeigeführt haben. Und in der klaren Gewissheit meines Endes fällt es mir leicht, ohne Klage oder Schuldzuweisung und ohne Reue darüber zu berichten.

Wenn ich an meine Jugend denke, so sehe ich mich im Schein der Sonne Spaniens. In einer milden Sonne, die selbst dann, wenn der Winter den Norden starr und klirrend fest in seinen Händen hält, das Herz in Andalusien wärmt und die Orangen blühen lässt. An Regentage, mag es sie auch

gegeben haben, kann ich mich kaum erinnern. Vielmehr an ein unbeschwertes Leben, an die Freude im Gesicht von Euch, meinem Vater, Don de la Vega, wie ihr mich in den Himmel hebt und dein Lächeln, liebste Mutter, die du uns dabei zusahest. Oder an das Jauchzen meiner Schwester Rachel, wenn sie nach einem Streich vor mir floh. Erinnerungen, die so weit entfernt sind, wie die Pfade, auf denen ich zuletzt hier am anderen Ende der Welt wandelte. Wären es nur hunderttausend Meilen, sie ließen sich überwinden, doch es ist die Zeit, die mich unumkehrbar von der Sorglosigkeit meiner Jugend trennt.

Sie endete an dem Tag, an dem der Geistliche, der uns als Hauslehrer diente, die Hand gegen meine Schwester erhob. Ich griff, ohne nachzudenken, zum Messer, das unweit auf dem Tisch lag. Und so war es entschieden: Eine Karriere als Geistlicher würde mir nicht mehr offenstehen, und eine Eignung für ein öffentliches Amt oder Geschäft vermochte

man in mir, mangels Besonnenheit, nicht erkennen. Mit dieser Feststellung und weil man es für das Beste hielt, wurde ich kurz darauf Kadett in der nächsten Militärschule. Die traurigen Einzelheiten vom Leben eines Kadetten erspare ich uns. Es ist genau so, wie es hinreichend beschrieben wird. Nur so viel, ich wünschte mir nichts sehnlicher als Ferien und die Freiheit herbei.

Ferien mit der Familie, mit Euch und Rachel. Kaum war ich zu Hause, beanspruchte mich meine Schwester in vollem Umfang. Sie quetschte alle Details aus mir heraus, und was ich gelernt hatte, musste ich zeigen. Der Umgang mit dem Degen begeisterte sie und sie gab sich erst zufrieden, wenn sie alles genauso beherrschte wie ich.

Dabei perfektionierte ich meine Fähigkeiten an der Waffe, um meine Schwester zu beeindrucken, und mein Talent reifte. Zurück in der Militärschule blieb dies nicht verborgen. Schnell erkannten meine Meister, dass sie nicht

mehr in der Lage waren, mir etwas beizubringen, und verwiesen mich an andere, bedeutendere Lehrer. Es dauerte nicht lange und ich eignete mir auch deren Technik an. Diese reichten mich ebenso weiter, bis ich mich zuletzt in der Fechtschule ihrer Majestät in El Escorial wiederfand. Ich war im Olymp der spanischen Fechtkunst angekommen.

Ein Wunder für die Mitglieder dieses erlesenen Kreises alter und erfahrener Kämpfer, denn ich war noch recht jung. Eine Tatsache, die nicht verborgen blieb und am Hofe Aufsehen erregte. Die Fechtstunden erfreuten sich seitdem gesteigertem Interesse. Keiner der Übungsplätze auf der Planche blieb leer und die Zuschauer reihten sich hintereinander, wo vorher gähnende Leere herrschte. Jeder wollte gegen mich, das junge Talent aus der Provinz, fechten oder zuschauen, und dabei sein Gold auf Sieg oder Niederlage setzen. Kurz nachdem ich volljährig wurde, erwarb ich den Ruhm und

Titel eines spanischen Fechtmeisters. Und neben dem Zugang zum Hofe sicherte mir diese Stellung ein bescheidenes Einkommen. Künstler überschütteten mich mit Angeboten, denn das harte Training hatte meinem jugendlichen Körper nicht geschadet und ich sollte in ihren Ateliers als klassischer Held posieren. Du, liebste Mutter, erfuhrst davon und untersagtest es mir. Und, was ich damals noch nicht ahnte, mit meinen Erfolgen nahm die Schar meiner Neider zu.

Zu den Aufgaben eines spanischen Fechtmeisters gehört die Verteidigung der spanischen Fechtkunst, und dies gegen alle Anfeindungen. Ein blutiges Unterfangen, wenn ich auch eigenes Blut selten zu beklagen hatte. In jedem Fall ging dem Duell eine Zeremonie voraus: eine Herausforderung, ein Wortgefecht. Plumpe oder profane Beleidigungen waren verpönt. Ein Mann von Ehre vertritt höhere Werte: wie den Ruf einer Dame, eines Gönners oder einer Idee. Ein Ehrenhandel, den man

mit dem Schlag eines Handschuhs ins Gesicht des Gegners besiegelte und mit dem Degen ausfocht.

Duelle waren eine willkommene Abwechslung zum täglichen Einerlei. Erfolge auf der Planche steigerten das Ansehen und die Chance, zu einer der Gesellschaften eingeladen zu werden, mit denen sich der Adel die Zeit vertrieb. Man feierte die Sieger gebührend und bedauerte die Wunden. Aber man behauptete sich hier nur im Mittelpunkt, wenn man neben der Kunst des Fechtens die höfische Rede, die Konversation, beherrschte. Das war nie ein Problem, denn darin ward ihr beiden meine besten Lehrmeister.

Eine dieser Gesellschaften fand regelmäßig im Hause von Donna Clara, einer der Hofdamen, statt. Entschuldigt, wenn ich ihren vollen Namen verschweige. Ihre Einladung, äußerst erstrebenswert, zog viele Verehrer an, denn ihre Eleganz und Schönheit war unumstritten. Ich hatte häufig und zuletzt täglich das Vergnügen

und nach kurzer Zeit wurde ich ihr Beschützer und Vertrauter. Verzeiht mir das späte Geständnis, denn in den wenigen Augenblicken, die uns allein gehörten, erlag ich ihrem Charme und wurde ihr Geliebter. Seitdem trage ich ein Medaillon mit ihrem Bild an meinem Herzen. Sie schenkte es mir in unserer schönsten Stunde. Meine Leidenschaft vermochte ich nur schwer zu verbergen. Trat ein Nebenbuhler auf, reichte eine unpassende Bemerkung, um Zwist auszulösen.

Eines Tages erschien im Gefolge des französischen Gesandten ein Fechter. Er war eigens aus Paris angereist und sein Rapier war ebenso imposant wie die Nase, die er im Schatten seines Hutes versteckte. Es dauerte nicht lange und er hatte eine Reihe von Duellen erfolgreich bestritten. Langsam näherte er sich meinen Kreisen und ein Kampf zwischen uns schien unausweichlich. Unter der Hand wurden bereits Wetten abgeschlossen und der Gesandte heizte provokant die Stimmung

mit seiner vollen Geldbörse auf. Anlässlich einer abendlichen Gesellschaft bei Donna Clara war es dann so weit. Der fremde Fechter umgarnte die Gastgeberin und prahlte, was Empörung und Unmut bei den Anwesenden verbreitete. Ich stellte ihn pflichtbewusst zur Rede, was uns das ersehnte Duell einbrachte.

Duelle entschied ich schnell. Es reichte mir, den Gegner ausreichend zu verwunden. In diesem Gefecht war es anders. Pfeilschnell griff mich der Franzose an und ich war in der Defensive. Dabei tanzte sein langes Rapier wie der Kopf einer Schlange, was jedes Mal eine andere Finte andeutete und mich auf Abstand hielt. Ich erkannte, mit meinem kürzeren Degen kam ich nicht nahe genug an ihn heran. Daher senkte ich meine Waffe, was den Gegner zu einer Stoßattacke provozierte. Schnell drehte ich mich nach links, ohne den Angriff zu parieren. Es funktionierte, sein Stoß ging ins Leere. Bevor ich in seinen Rücken kam, prallten wir an den Schultern zusammen.

Mit einem Stöhnen stürzte mein Gegner und ließ sein Rapier fallen. Blut sickerte aus seinem Arm. Ich war sicher, ihn nicht getroffen zu haben, und hob seine Waffe auf, um sie in Augenschein zu nehmen. Er wollte sich schon geschlagen geben, aber ich lehnte ab. Ich hatte ihn nicht ein einziges Mal mit meinem Degen getroffen und erkundigte mich nach seiner Verletzung. Er gestand, dass es eine alte Wunde sei, die er sich vor langer Zeit in Arras zugezogen hatte. Sie sei nie vollständig verheilt und brach gelegentlich auf. Unter diesen Bedingungen akzeptierte ich keinen Sieg und erklärte das Duell für nicht entschieden.

Tumult brach aus. «*Mein Geld*», schrien einige, und die Nächsten, «*Betrug!*» Wieder andere schrien «*Verräter, warum hast du den Franzosen geschont?*» Donna Clara fiel umringt von ihrem Gefolge in Ohnmacht. Junge Verehrer zückten ihre Degen und rückten näher. «*Ich werde ihre Ehre wieder herstellen*», zischte einer und stach zu. Ich

wich nach hinten aus und seine Attacke ging ins Leere. Das Rapier nahm ich in meine rechte Hand und deckte mit dem Degen die linke Seite.

Das Rapier lag ausgewogen in meiner Hand. Seltsam, ich hatte diese Art Waffe bisher wegen des Gewichtes abgelehnt. Doch diese schwang locker, eine kleine Drehung, schon tanzte die Spitze vor meinen Gegnern und hielt sie auf Distanz. «*Er kämpft schon wie ein Franzose*», lenkte einer der Angreifer ab. Der Angriff kam von links und mein Degen parierte. «*Seine Schwester gewährt einem Franzmann Unterschlupf*», unterstellte ein weiterer Angreifer. Blitzschnell stieß ich mit dem Rapier zu, und er ließ getroffen seine Waffe fallen. «*Es war ein schiffbrüchiger Seemann*», erklärte ich ruhig und sachlich, «*und er ist zudem Bretone*». Ich merkte, meine Argumente richteten nichts aus, keiner hörte zu. Nur meine Waffen hielten sie im Zaum. Rachel, meine Schwester, hatte mir vor einer Woche in einem Brief die Sachlage geschildert: Henry, so hieß der

Seemann, war verletzt ans Ufer gespült worden. Fischer brachten ihn zu uns nach Hause, wo sie ihn pflegte.

Aber, wie waren meine Gegner an diese Informationen gekommen? Gestern hatten sie mir noch jubelnd auf die Schulter geklopft. Und jetzt? Wie leicht war es, die Wahrheit zu verdrehen.

Der Ring meiner Angreifer schloss sich langsam um mich. Was sollte ich tun? «*Spion*», zischte jemand aus dem Hintergrund und, «*vaterlandsloser Gesell!*» Ein Ausfallschritt meinerseits und ich hatte wieder etwas mehr Raum. Genau in diesem Augenblick schlitterte ein Sessel in den mich umschließenden Kreis. Die Angreifer wichen zur Seite und ich erkannte, der Weg zur Tür war frei. Bevor die Meute reagierte, rannte ich durch die offene Tür. Sie schlug hinter mir zu und der fremde Fechter verriegelte sie. «*Mehr kann ich nicht für sie tun, Mon Seigneur*», entschuldigte er sich. Ich warf ihm sein Rapier zu, bedankte mich artig und verschwand.

Erst jetzt wurde mir klar, was meine Geste bewirkt hatte. Man wird es nicht auf diesem Vorfall beruhen lassen. Meine Stellung war verloren und meine Feinde ohne Zahl. Madrid, El Escorial, der Hof, ganz Spanien war mit einem Schlag für mich kein sicherer Ort mehr.

Und ihr, meine Familie? Die Verleumdungen waren erdrückend und der Hass des Pöbels war uns sicher. Ich bestieg in gleicher Stunde ein schnelles Pferd und jagte zu Euch nach Andalusien. Zu Hause beratschlagten wir: Die Häscher waren ohne Zweifel bereits auf meiner Fährte und würden in Kürze eintreffen. Nicht nur ich, auch Rachel und Henry waren in Gefahr. Daher sollten wir drei das Land verlassen. «*Sagt nichts*», batet ihr uns unter Tränen, «*so schützt ihr euch und uns. Aber flieht, hier seid ihr nicht mehr sicher!*»

Zugleich brachen wir auf. Unser Weg führte ans Meer zu einer einsamen Bucht, von der wir wussten, dass sie von Schmugglern benutzt wurde. In einer von

Ruß geschwärzten Höhle verbrachten wir den Rest des Tages. Wie erwartet, kam in der Dunkelheit ein Ruderboot vorbei.

Die Schmuggler waren nicht in der Lage, uns außer Landes zu bringen. Sie selbst nicht, aber ihre Partner, gaben sie uns zu verstehen. Mit jenen könnten wir um eine Passage feilschen.

Wir setzten uns zwischen die Ladung und nach rauer Überfahrt erreichte das Boot im Morgengrauen die ‹Black Maiden›, einen Dreimaster unter portugiesischer Flagge. Mit den Waren und einer Handvoll Post gingen wir an Bord. Kaum war die Ladung gelöscht, legten die Schmuggler ab und wir drei blieben auf dem Deck des Schiffes zurück.

«Ho, *ho*, *ho*», rief eine Gruppe von Matrosen und umringte uns. Ihrem Aussehen nach war dies hier kein reguläres Handelsschiff. «*Halsabschneider*», fluchte ich und schob mich schützend vor Rachel und Henry.

Ein Mann, der Wortführer, näherte sich von Achtern. Er beglückwünschte seine

Mannschaft zu dem Fang, denn Passagiere nehmen sie nicht mit. «*Es sei denn*», so teilte er uns mit, «*ihr entschließen euch, unserer bescheidenen Organisation, der Bruderschaft, beizutreten.*»

Dann wandte er sich den Briefen zu, die mit uns an Bord gekommen waren, und stellte uns beiläufig frei zu gehen. Dabei wies er auf eine Planke, die von Deck aus über der offenen See endete. Matrosen hatten sich bemüht, die Bohle zurecht-zurücken und zu verankern. «*Nun*», antwortete ich und räusperte mich. «*Nun was*», ergänzte der Wortführer und legte eine Pause ein, um einen der Briefe mit dem Kommentar «*Unverschämt*», über Bord zu werfen. Meine Hand griff unbewusst nach meinem Degen. «*Ah, ihr wollt kämpfen?*» Die Mannschaft lachte. «*Hilfe! Überfall! Zu den Waffen, wir haben ein Prisenkommando an Bord*», rief der Wortführer und die Mannschaft grölte. Er öffnete einen weiteren Brief, zog ein Zeitungsblatt heraus und strich es glatt. Er überflog die Seiten und stutzte. Er wies auf

einen Artikel und reichte mir das Blatt. «*Seid ihr dafür verantwortlich*», fragte er mich und warnte dann lachend seine Mannschaft: «*Vorsicht, wir sollten uns besser nicht mit des Königs Fechtmeister anlegen!*»

Was ich da las, erzürnte mich. Alles Lügen und Verleumdungen, das hatte ich nicht erwartet. Der Skandal, kaum drei Tage alt, war Titel in der Klatschspalte. «*Unserer armen Eltern*», fluchte ich und reichte den Artikel an Rachel weiter. Sie las und zerriss zur Enttäuschung der Mannschaft zornig das Zeitungsblatt.

Der Wortführer war mittlerweile zum Letzten der Briefe angelangt und roch daran, bevor er ihn öffnete. Zweifellos stammte der Brief von einer Dame. Er las leise vor sich hin, nur seine Lippen bewegten sich, bis er, «*ich bin Vater*», rief, «*ein Sohn und er heißt Jack!*» Er umarmte mich. «*Rum für alle*», brüllte er der Mannschaft zu, und an uns gewandt: «*Seid meine Gäste.*»

So lernten wir Kapitän ‹Jose Maria Rebello› kennen, einen gefürchteten Freibeuter, den jeder an Bord insgeheim «*Jomaro*» nannte. Er hielt uns für ein günstiges Omen und schloss uns zugleich in sein Herz. Die Planke war vergessen und der Schwur auf die Bruderschaft wurde von uns nie verlangt: Ein grausames Ritual für jedes neue Mitglied. Kam Widerspruch aus der Mannschaft, galt es, sich den Weg von der Planke zurück aufs Deck mit der Waffe zu erkämpfen.

Kapitän Jomaro ließ Segel setzen. Schnell verließen wir Spaniens Küste. Kurs West lag an, ein Kurs, der uns zu Jomaros Frau und seinem Sohn führte.

Eine lange und erfolgreiche Karriere in der Bruderschaft folgte. Ich fasse mich kurz, denn aus dieser Zeit ist wenig wert, ausführlich berichtet zu werden: Unter Kapitän Jomaro pflückten wir die mit Reichtümern beladenen Schiffe wie reife Trauben. Als Fechtlehrer hatte ich auf der ‹Black Maiden› ein angenehmes Leben und mir stand ein Anteil an der Beute zu. Ich

nutzte jeden Landgang und erkundigte mich nach Nachrichten aus der Heimat und den Kolonien. Von Donna Clara und ihrem Schicksal erfuhr ich nichts. Meine Sehnsucht nach ihr erlosch nie und den Verlust habe ich bis heute nicht verwunden. Mir ist klar, nach dem Skandal wurde sie am Hofe nicht weiter geduldet. Ich befürchte, sie lebt zurückgezogen in einem Kloster oder, ein erschreckender Gedanke, man hat sie zwangsweise verheiratet.

Fechten kam aus der Mode. Duelle wurden fortan mit Pulver und Blei ausgetragen. Ein Metier, in dem sich Henry bestens auskannte. Sein Geschick im Umgang mit Feuerwaffen aller Art brachte ihm hohes Ansehen bei der Mannschaft und bei Kapitän Jomaro ein. Ich dagegen blieb meinem Degen treu. Der Franzose mit dem Rapier und ich, wir beide waren sicherlich die letzten Großmeister unserer Kunst. Seinem Stil folgend, untersuchte ich jede Beute nach einer Waffe, so wie er sie getragen hatte. Alles, was ich fand, war

plump. Ich sprach mit Henry über die Vorteile eines Rapiers. Er nahm daraufhin ein Schwert und hämmerte und feilte, bis ich mit dem Ergebnis zufrieden war. Seitdem trage ich diese Klinge neben meinem Degen.

Rachels und Henrys Verhältnis blieb ungetrübt, sie waren unzertrennlich. Es dauerte daher nicht lange, bis eure Enkelin Elena, geboren wurde. Die Zeit verging und ich sah ihr beim Wachsen zu. Das schwankende Deck wurde ihr Zuhause, und der raue Ton der Seeleute ihre Muttersprache. Es ist zu schade, dass ihr sie noch nicht kennenlernen konntet.

Die Erfolge der ‹Black Maiden› ließen die Besatzung stetig anwachsen. Jeder, der etwas auf sich hielt, wollte Teil der Bruderschaft sein. So kam es gelegen, dass wir vor Siam ein verlassenes Schiff fanden. Es war Zeit, etwas zu ändern. Wir teilten die Mannschaft auf und regelten Anteile und Verbindlichkeiten. Henry übernahm das neue Schiff und taufte es ‹Blue

Charon›. Der Besatzung war der Name stets zu lang, sie nannten sie nur kurz und liebevoll «*Charon*».

Wir trennten uns in Freundschaft und ich versprach Kapitän Jomaro, mich später einmal um seinen Sohn zu kümmern. «*Er ist mein Prinz*», bat er mich damals, «*und du der beste Fechter Spaniens. Es wäre mein Wunsch, wenn du ihn in deiner Kunst ausbilden köntest.*» Sein Sohn, den alle «*Jarebo*» nannten, kam eines Tages zur Ausbildung auf die ‹Charon› und ging als fertiger Seemann.

Doch der Zahn der Zeit nagte an der Freibeuterei. Alle spürten den Wandel und die Beute wurde magerer. Dies trieb uns immer tiefer in die unwegsame Wasserwüste des Stillen Ozeans auf der Suche nach einer Prise oder vergessenen Schätzen. Und so schlug das Schicksal, nachdem es mich lange in Sicherheit gewiegt hatte, umso heftiger zu: Ein Sturm spülte mich und Teile der Mannschaft von Bord. Wrackteile retteten mein Leben und

ich landeten am Strand einer Insel. Mit mir hatten vier Mitglieder unserer Bruderschaft das gleiche Missgeschick erlitten: Nathan, Toby, Master Lewis und Ross. Wir fanden Unterschlupf in einer Höhle im Nordwesten unweit des Strandes. Ross zog sich bei einer Erkundung eine Bissverletzung zu und drohte an den Folgen zu sterben. Das Glück wollte es, dass Jarebo uns fand. Er hatte Medizin dabei. Es hatte ihn auf diese Insel verschlagen. Er hatte ebenfalls Schiffbruch erlitten und berichtete von der ‹Charon›, die angeschlagen in den Mangroven lag. Henry hatte sich mit Rachel und Elena in eine Pagode zurückgezogen und es war unklar, ob er noch Käpten der ‹Charon› war.

Wir beschlossen Henry zu unterstützen und brachen gemeinsam auf. Jarebo kannte den Weg zu dieser Pagode im Süden. Anfänglich kamen wir zügig voran, bis Ross durchdrehte und in Panik weglief. Ich bat die Kameraden, ohne mich weiter zu ziehen, und lief Ross hinterher.

Seine Fährte war anfangs leicht zu erkennen, bis sie in den Hufspuren von Affenponys endete, denen wir kurz zuvor begegnet waren. Ich lief weiter und zog einen Halbkreis um die Stelle, an der ich die Fährte verloren hatte. Das Gras war hoch und die Sicht eingeschränkt. Ein leichtes Beben, wie so häufig, erschütterte die Insel. Ich stolperte, verlor das Gleichgewicht und rutschte in eine Grube.

Mein erster Reflex war Strampeln, um wieder herauszukommen. Der Boden gab aber nach und ich rutschte tiefer. Ich hielt inne und schaute mich um, ich war nicht allein. Eines der Ponys mit dem Oberkörper eines Affen war ebenfalls in die Grube gestürzt. Ängstlich lehnte es sich an die trichterförmige Wand, während Sand um seine Hufe rieselte. Ich tat es ihm gleich, legte mich gegen die Wand und spreizte Arme und Beine, um nicht einzusinken. Zu allem Überfluss wurde ständig Sand von unten gegen die Wand geworfen und wir rutschten tiefer. Es war keine zufällige Grube, es war eine Falle. Sie erinnerte an

Ameisenlöwen, die im Boden eines Sandtrichters auf Beute lauern. Offenbar zählten wir zur bevorzugten Beute, und ich suchte nach einer Lösung aus dem Dilemma. Weder Wurzel noch Ast war in Sicht. Mit meinem Degen vermochte ich das Wesen unter mir nicht anzugreifen. Aussichtslos, der Sand hätte alle meine Bewegungen erstickt. Dennoch zog ich den Degen und stach ihn über mir in die Wand. Dies gab für eine Weile Halt, gerade so lange, bis ich mein Messer weiter darüber einrammen konnte. Langsam kam ich voran und arbeitete mich bis zum Rand vor, wo ich eine Grasnabe erwischte. An ihr zog ich mich heraus.

Ich war gerettet. Vorsichtig schaute ich zurück. Das Affenpony rutschte immer weiter hinunter. Ich eilte zur gegenüber liegenden Seite. Mit einem Hieb schnitt ich Gräser ab und drehte sie zu einem Bündel. Ein Ende warf ich in den Trichter und stemmte mich gegen den Boden. Mit letzter Kraft bäumte sich das Affenpony auf und erwischte ein Ende. Ich zog, bis mich

die haarigen Hände packten. Zum Glück war das Wesen nicht schwer und mit einem Ruck zog ich es über den Rand des Trichters. Es schüttelte sich und schwankte auf seinen Beinen. Ich goss Wasser in meine flache Hand und gab ihm zu trinken. Schnell erholte sich mein Leidensgenosse. Eigentlich hatte ich erwartet, dass es bei erstbester Gelegenheit floh, aber im Gegenteil, er animierte mich, ihm zu folgen.

Die Gegend war mir geläufig, ich hatte sie bereits mit meinen bisherigen Gefährten erkundet. Nach Norden ging die Gras- und Steppenlandschaft in Aschehügel über. Meine neue Begleitung mied diese Ödnis, ebenso wie den Wald zu unserer Rechten und blieb im Schutz der Buschlandschaft, die einen Weg umgab. Dabei verhielt sich das Affenpony überaus vorsichtig. Ich war sicher, es gab einen Grund dafür und folgte ihm.

Während des gesamten Weges schnatterte meine Begleitung, wobei aus seinen Lauten immer wieder ein

«*Nosh-Nosh*» herauszuhören war. «*Nosh-Nosh*», fragte ich und das Affenpony blieb stehen, schaute mich an und schnüffelte an meinem Proviant. Hunger vermutete ich und legte eine Pause ein. Nosh-Nosh bevorzugte Obst und ich aß etwas vom gebratenen Fisch.

Die Pause gab mir Zeit, meine Situation zu überdenken: Entweder hatte Ross sich wieder gefangen und war zu unserer alten Behausung zurückgelaufen. Oder, er war schlau genug, um zu Jarebo aufzuschließen. In beiden Fällen wäre er jetzt in Sicherheit. Wenn nicht, konnte er nur den gleichen Weg genommen haben. Der Wald war undurchdringlich und die Aschehügel zu gefährlich. Wenn er also bei Verstand war, wird er beides gemieden haben. Es ist daher nicht verkehrt, erst dem Weg zu folgen, zu dem mich Nosh-Nosh gedrängt hatte.

Wir brachen auf und nach einer Stunde fanden wir ein Kopftuch. Ross hatte es am Morgen getragen. Wir waren auf dem richtigen Weg, und ich hoffte, Ross einzuholen.

Die Landschaft öffnete sich nach beiden Seiten und wir bewegten uns nach Nordwesten. Dem Buschwerk folgten Schilf und scharfkantige Gräser. Der Boden wurde morastig, der Weg stieg leicht an und endete vor einem steinernen Torbogen. Trümmer lagen dahinter, Dunst stieg dazwischen auf und verdeckte die Sicht. Nur schemenhaft erkannte ich einen Weg, der zwischen Bambus verschwand. Nosh-Nosh scheute und bewegte sich nicht weiter. Er drängte mich, einer Mauer zu folgen, die nach links in einen Wall überging. Er war wenige Meter hoch und ich erklomm ihn mit Leichtigkeit.

Im Norden bewegten sich die Spitzen der Bambusstangen sanft im Wind und verdeckten die Sicht. Aber im Westen, hinter einer Landzunge, war das Meer zu erkennen. Dieser Ort erschien mir einladend und ich war mir sicher, auch Ross würde die Landzunge dem düsteren Bambuswald vorziehen.

Nosh-Nosh hatte am Fuß des Walls gewartet und lief in Richtung Meer voran. Er schien die Gegend genau zu kennen, und ich folgte ihm. Die Landzunge war schnell

erreicht. Ein kleiner Trampelpfad wand sich durch Palmen und ließ Hoffnung aufkommen: Wir waren nicht allein. Die Landzunge weitete sich und in der Mitte stand auf einem freien Platz eine Behausung aus Planken. Rauch stieg aus dem Bretterverschlag auf und davor stand ein Tresen. Darüber hing an einem Gestell eine Schiffsplanke mit Schriftzug. Alle Buchstaben waren mit Ruß geschwärzt bis auf drei, die das Wort ‹Bar› ergaben.

Eine Bar hier am Ende der Welt, am Rand einer einsamen Insel, inmitten der Weiten des Stillen Ozeans? Meine Hand griff nach meinem Geldbeutel in der Hoffnung, genügend Gold oder dergleichen zu finden. Zechprellerei war das Letzte, ich blieb niemanden etwas schuldig. Ich kramte ein paar Perlen hervor. «*Bedienung*», rief ich laut, legte eine große Perle auf den Tresen und setzte mich auf einen Schemel. Eine primitive Tür wurde hastig aufgestoßen, ein weißhaariger, bärtiger Mann erschien, stutzte und stürzte sich auf mich, um mich zu umarmen: «*Carlos, ich bin gerettet*». Ich war erstaunt, bis sich das haarige

Ungeheuer zu erkennen gab. Hooker, Mister Hooker, wie wir ihn nannten, unser Schiffsarzt. Ich meine, er war mal unser Schiffsarzt. Vor einiger Zeit hatte er uns auf eigenen Wunsch verlassen. Bis dahin war er mein ständiger Kumpan und gewiss mein ganz persönlicher geistiger Beistand. Außerdem war er ein Naturforscher, was bei ihm immer an vorderster Stelle stand. Und ich schwöre es, in all diesen Rollen ist er brillant.

Ich erinnere mich noch genau an unsere erste Begegnung. Es war einer der Landgänge, nach der ersten Kaperfahrt der ‹Charon›. Wir hatten eine fette Prise zu Geld gemacht und feierten gebührend. Ich setzte mich später von der Mannschaft ab und landete abseits des Trubels in einer dunklen Bodega, um meine Sehnsucht nach Donna Clara und das Heimweh in einem Glas Sherry zu ertränken. Zudem hoffte ich, Neuigkeiten aus der Heimat zu erfahren.

Am Nebentisch rang man unüberhörbar um die Bezahlung einer Dienstleistung, was meine Aufmerksamkeit weckte. «*Wenn ich*

nicht das vereinbarte Geld kriege», drohte ein korrekt gekleideter Gentleman und zückte dabei ein Skalpell, «*schneide ich euch den Pelz wieder auf und steck den Furunkel dort hinein, wo ich ihn soeben entnommen habe.*» Mit seinem sauberen Hemd und dem makellosen Sitz seiner Kleidung hob sich der Redner vom Rest ab. Seine Waffe, kleiner als ein Brieföffner, schien den Mann gegenüber zu beeindrucken. Dieser warf einen Beutel auf den Tisch und entfernte sich grollend. Der Gentleman sah meinen fragenden Blick und versuchte, sich zu rechtfertigen: «*Eine andere Sprache verstehen sie nicht, es ist immer wieder das Gleiche.*» Und, nachdem er den Tisch gewechselt hatte: «*Gestattet, dass ich mich vorstelle, Hooker, Forscher, Arzt, Weltenbummler und Narr. Darf ich sie zu einem Glas einladen?*»

Die Freundschaft, die uns seitdem verband, habe ich nie bereut. Mein Leiden erkannte er sofort, vermochte es aber nicht zu lindern. Sein Mitgefühl entsprang echter

Anteilnahme und ich bemerkte, dass er gleichermaßen gebeutelt war. «*Wenn nicht im Herzen, so doch in meiner Ehre*», erläuterte er sein Phlegma und schwieg. Meinem Vorschlag, auf der ‹Charon› anzuheuern, kam er am folgenden Tag nach. Er hatte das Hafenleben satt und sehnte sich nach Abwechselung, und auf dem Schiff gab es reichlich Arbeit für einen Arzt.

Er brachte Elena zur Welt und mich ein wenig zur Vernunft. Ein vortrefflicher Ratgeber, Lehrer und Gegengewicht zu den rauen Sitten und dem rüden Ton unter den Seeleuten. Leider widerstand er nicht seinem Durst nach Wissen. So heuerte er ab, nachdem er Rachel in den wichtigsten Tätigkeiten der Heilkunde unterwiesen hatte und zwei indische Mönche mit ihren Vorhersagen das Verletzungsrisiko drastisch senkten.

«*Was ist mit dir geschehen*», fragte ich Hooker, nachdem ich ihn an seinen hellblauen, englischen Augen erkannt hatte. Er strich über das Fell von Nosh-Nosh und kramte in seinen Taschen nach etwas Essbarem. Beide schienen sich zu kennen.

«*Eine lange Geschichte*», antwortete er. Nosh-Nosh verdrückte die Frucht aus seiner Hand. «*Sherry kann ich dir nicht anbieten, aber Brandy, Rum oder Whiskey, die Auswahl ist groß.*» Er ließ mir nur eine winzige Pause, damit ich meine Fassung zurückgewann. «*Verwundert? Wie wäre es mit einer echten Margarita?*» Er stellte zwei Trinkbecher und ein Glas auf den Tresen, in dem eingelegte Eier schwammen. «*Dazu ein Solei, nach dem Rezept aus meiner Königsberger Studienzeit. Und, ich habe sogar Senf*», ergänzte er und verschwand pfeifend in der Hütte, um mit einem Korb Zutaten und einer großen Flasche Rum zurückzukommen.

«*Wo fang ich bloß an*», überlegte er, während er die Getränke zubereitete. «*Am besten am Ende, am Ende unserer gemeinsamen Zeit auf der Charon. Lass mich überlegen. Ja, es ist schon ein paar Jahre her.*» Hooker erzählte von seinen Fahrten auf Walfängern in der Bering-See und vor den Küsten Japans.

Schließlich führte sein Weg nach Macao. Dort wurde er nachts in einer Taverne aufgegriffen. Man erhob schwere Vorwürfe und beschuldigte ihn der Piraterie. Bevor er in Ketten an die zuständigen Behörden ausgeliefert wurde, landete er in einer kleinen abgeschiedenen Kapelle. Er verstand nicht, was seine Häscher flüsterten, aber es klang besorgt. Sie schoben ihn durch das Holzportal und schlugen es hinter ihm zu. Auf dem Altar brannten Kerzen, die den Raum nur sparsam zu erhellen vermochten. Seine Hände waren frei und er tastete sich an den Sitzbänken nach vorne, wo in der ersten Reihe ein Mann saß, dessen Körper eine Kutte verbarg. Knochige, lange Finger winkten ihn herbei und wiesen ihm einen Platz zu. Viel erkannte er nicht, denn der Schatten der Kapuze verdeckte das Gesicht. Die Stimme hingegen wirkte klar und kräftig. Der Mann zeigte ihm eine Zeichnung von einer Schildkröte und fragte, ob er solch ein Exemplar schon mal gesehen hatte. Hooker nahm das Blatt und

hielt es, um Zeit zu gewinnen, lange ins Licht der Kerzen.

«*Wie sollte ich reagieren*», rechtfertigte sich Hooker und seufzte, «*falls ich keine befriedigende Antwort bot, versiegt das Interesse? Und auf Piraterie…*»

Hooker verstummte und goss Rum nach. Er nahm einen kräftigen Schluck, kniff die Augen zusammen und stöhnte nochmals ausgiebig. Er zögerte noch eine Weile, bevor er fortfuhr.

«*Ich fand die Zeichnung interessant und fragte, woher der Kapuzenmann sie habe. Der winkte ab und wollte das Gespräch schon beenden.*

‹Stiller Ozean›, log ich, womit ich seine Aufmerksamkeit wieder gewann. Der Verhüllte setzte sich und bat mich, ihn zukünftig Mahmud zu nennen. ‹Diese Art gibt es nur auf der südlichen Halbkugel›, behauptete ich aus dem Bauch heraus.

In der Tat war die Zeichnung auf dem Rücken des Meerestieres ungewöhnlich. Es zeigte einen Drachen. Die nördliche Halbkugel hatte ich bereits bis zum Äquator

erforscht und ein vergleichbares Exemplar hatte ich nicht entdeckt. Es war Zeit, die Initiative zu ergreifen und meine Behauptungen waren logisch, ebenso wie der Hinweis, dass nicht jeder die Herkunft preisgeben würde.

Gerade heraus fragte ich, worin das Interesse an jenem Tier bestünde? Es seien rein medizinische Gründe, antwortete mir Mahmud. Es ließe sich daraus ein Medikament gewinnen, welches bei allerlei Gebrechen helfen könne. Ich fragte, ob ich ihm so ein Tier besorgen solle und mit Bezug auf das Alter meines Gegenübers, wie dringend es sei. Natürlich bot ich meine eigenen medizinischen Kenntnisse an. Mahmud lehnte ab, wollte aber wissen, ob ich den Ort kenne, wo diese Schildkröten ihre Eier ablegen oder ob ich diesen finden könne.»

Hooker nahm ein Solei aus dem Glas und klopfte es gegen die Tischplatte, um es zu pellen. Er griff nochmals ins Glas, um zwei weitere Eier herauszufischen und sie

zwischen mir und Nosh-Nosh aufzuteilen. Er bestrich sein Ei mit Senf, bevor er herzhaft hineinbiss. Ungeduldig bat ich ihn, weiter zu berichten.

«*Ich habe Mahmud gedrängt, zum Geschäft zu kommen*», so Hooker weiter. «*Scheinbar kannte der Mann in der Kutte meine Leidenschaft für die Forschung: Im Hafen läge ein Schiff zum Auslaufen bereit, teilte er mir mit. Meine Aufgabe solle sich darauf beschränken, den Kapitän bei der Suche nach der Schildkröten-Insel zu unterstützen. Das Einzige, was er benötige, sei eine Karte, eine genaue Position oder eine andere Art der Wegbeschreibung zu diesem Ort. Ich sollte daher regelmäßig Nachrichten bei den Hafenmeistern hinterlassen. Als Gegenleistung könne er mir nicht weniger als die Freiheit bieten. Und, es sei nicht notwendig, die Insel selbst zu betreten.*

Damals war ich nicht sicher, ob dies als Rat oder Warnung gedacht war», stieß Hooker erstickend hervor. Er hatte das halbe Ei heruntergeschluckt, hustete und

trank hastig sein Glas leer. «*Jetzt ist es auch nicht mehr wichtig.*»

Hooker lehnte sich zurück und füllte sein Glas nach. Er war erschöpft und nur mühselig zog ich ihm die eine oder andere Information aus der Nase: Er sei auf den Handel eingegangen, leider war der Kapitän ein Trottel. Hooker wusste nicht, was ihn für diese Aufgabe qualifiziert hatte. Sie hatten Schnaps geladen, und die Walfänger, die sie befragten, waren versessen auf den Vorrat an Getränken. Leider vergriffen sich der Kapitän und die Mannschaft ständig an der eigenen Ladung. Die Berichte über Schildkröten verdichteten sich und führten sie in diese Region. In jedem Hafen hinterließen sie Nachrichten. Kurzum, vor dieser Insel, der Steuermann war betrunken, lief das Schiff auf ein Riff und sank. Alle, die an diesem Abend nüchtern waren, retteten sich auf dieses Eiland. Mit Hooker hatten sieben Seeleute überlebt. In den nächsten Tagen wurden die Reste des

Schiffes und seiner Ladung angeschwemmt.

«*Eine Zeitlang fühlten wir uns hier sicher*», stammelte Hooker, hob sein Glas und stieß mit mir an, «*bis einer nach dem anderen verschwand.*» Hooker hielt mit seinen Ausführungen inne, um sein Glas mit einem Spruch auf alle Vermissten auszuleeren. Dann goss er sich erneut nach.

«*Wir haben es uns so gemütlich eingerichtet*», brüllte Hooker vorwurfsvoll in die Nacht hinein. «*Alle sind losgezogen, um die Insel zu erkunden, und ich widmete mich meinen Studien. Leider dauerte es nicht lange und ein seltsames Fieber ergriff einen nach dem anderen. Zunächst schillerte ihre Haut grünlich und sie redeten wirr. Die Krankheit ist mir unbekannt. Dennoch behandelte ich sie mit allem, was ich für sinnvoll hielt. Erstaunlicherweise erholten sich die Kameraden, bevor sie ohne Ankündigung einfach verschwanden. Entweder kamen sie von einem Streifzug nicht wieder zurück oder waren eines*

Morgens fort. Wir sind vor drei Monaten hier gestrandet», lallte Hooker, «*und ich alleine bin noch übrig.*

Ich bin mir nicht sicher, ich fühl mich auch schon seltsam...» Hooker verdrehte die Augen und sein Kopf sank augenblicklich auf den Tresen. So sehr ich mich bemühte, er war nicht mehr wach zu bekommen, dabei hatte ich noch so viele Fragen. Es war dunkel und ich schleppte den schlafenden Hooker in seine Behausung. Ich bettete ihn in die erste Schlafgelegenheit nahe der Tür und legte mich selbst in eine der Hängematten. Ich hatte einen ereignisreichen Tag und eine anstrengende Nacht hinter mir.

Der Morgen kommt in dieser Breite immer unverhofft. Kaum zeigt sich die Sonne am Horizont, weicht auch schon die Dunkelheit. An diesen Morgen war es nicht anders. Das Meer rauschte verhalten und es gab keinen Grund aufzustehen, zumal Hooker noch schnarchte. Ich döste deshalb eine Weile in der Hängematte vor mich hin und ließ meinen Gedanken freien Lauf. Die Ereignisse der letzten Tage und nicht

zuletzt Hookers Bericht hatten mich verwirrt. Erst die ‹Charon›, dann Jarebo und jetzt Hooker? Das ist kein Zufall! Diese seltsame Insel scheint viele magisch anzuziehen. Dazu all die Geschöpfe, die ich bisher nirgendwo gesehen hatte. Sicher findet Hooker, sollte er wieder nüchtern werden, eine Antwort auf all diese Fragen.

Hooker erwachte gegen Mittag und sah mich grübeln. «*Worüber denkst du nach*», fragte er. Ich wich aus und erzählte zunächst von unserer Ankunft auf der Insel: von Jarebo, von Henry und dem Schicksal der ‹Charon›, von Ross, von seiner Verletzung und meiner Suche.

«*Mit Ross war es genauso*», ergänzte ich Hookers Bericht vom Vorabend, «*nach dem Fieber erholte er sich.*» Hooker schwieg und nahm erst ein ausgiebiges Bad im Meer. Dann setzte er sich zu mir: «*Es wäre das Beste, Ross zu folgen*», stellte er fest. «*Wir sollten ihn nicht aufgeben. Die Spur ist noch warm und führt vermutlich auch zu meinen verschwundenen Kameraden. Ich komme in jedem Fall mit*», beschloss er.

«*Was denkst du über diese Insel*», löcherte ich ihn, denn ich war sicher, er hatte sich schon eine eigene Meinung gebildet. Hooker grinste und zog eine Mappe mit Tier- und Pflanzenzeichnungen hervor. «*Ich bin nicht untätig geblieben*», antwortete er stolz und seine Augen blitzten, als er die Mappe aufschlug. «*Vieles ist noch nicht fertig, aber sicher ist, einige der Arten findet man nur auf dieser Insel. Es ist auffällig, denn viele tragen Zeichen!*» Hooker zeigte mir dazu zwei Eier aus dem Glas mit den Soleiern. «*Diese Eier stammen von zwei verschiedenen Arten, dennoch tragen sie ähnliche Male. Entwickeln sich Arten auf einer entlegenen Insel*», erklärte er mir weiter, «*dann passen sie sich der Umwelt an. Mal wird der Schnabel kräftiger, weil die Früchte härter sind. Oder sie tarnen sich entsprechend der Fauna. Hier auf dieser Insel haben viele Arten sonderbare Zeichnungen.*»

Er zeigte mir weitere Details aus seiner Mappe. «*Alle ähneln den von jenem Herrn Mahmud gesuchten Schildkröten*», so

Hooker weiter, «*obwohl sie nicht verwandt sind. Es scheint wie eine Signatur, eine Unterschrift. Wie etwa, aufgewachsen auf der Insel Soundso! Mit Evolution hat dies nichts zu tun. Es ist neu, unbekannt und zudem gänzlich unnatürlich.*» Er schlug die beiden Soleier auf und bot mir eines davon mit Senf an. Ich lehnte ab und begnügte mich mit Gebratenem vom Vortag.

«*Es erschließt sich mir nicht*», brummte Hooker vor sich hin, «*oder noch nicht. An Magie glaube ich nicht und dieser Mahmud, interessierte sich nicht für Medizin*», mutmaßte Hooker erbost, «*er suchte diese Insel! Einem Vogel kann man schwerlich folgen und Landtiere meiden weite Seestrecken. Schildkröten aber finden weit übers Meer zurück zu dem Strand, an dem sie geboren wurden. Ich hätte es wissen müssen, diese Signatur führt direkt hierher. Aber, was verbirgt sich dahinter?*» Ich spürte, wie es in Hooker rumorte. Der Ärger über die späte Erkenntnis ließ ihn nicht ruhen.

Wir brachen ohne Gepäck auf. Der Weg führte zurück über die Landzunge und Nosh-Nosh trottete langsam hinter uns her. An einer Gruppe wilder Rosenbüsche blieb er stehen, um reife Hagebutten zu fressen. Wir warteten nicht auf ihn, denn ich erinnerte mich allzu gut, wie er sich am Vortag weigerte, am Torbogen weiterzugehen. Wir ließen ihn daher zurück und schritten zügig voran. Ein Weg schlängelte sich durch die Trümmer des Tores nach Nordosten. Er führte weiter durch einen Bambuswald, der feucht, modrig und düster die Sicht einschränkte. Nur der Weg war frei und lag im gleißenden Licht. Wir nutzten die Deckung, die sich uns bot, blieben aber immer in der Nähe des Weges. Das weiche Unterholz dämpfte unsere Schritte und der Wind in den Wipfeln erzeugte ein stetiges Rauschen, das andere Geräusche übertönte. Wir schlichen, und es dauerte nicht lange, bis mannshohes Schilfrohr den Wechsel der Landschaft ankündigte. Zu unserer rechten Seite stieg das Gelände an.

Darüber thronte eine mächtige Bergflanke, an der sich ein Pfad hinaufwand. Der Pfad endete vor einem Eingang, der in den Fels geschlagen war. Zwei Säulen davor trugen zum Schutz vor Steinschlag ein breites Dach. Auf beiden Seiten des Bauwerks erhoben sich Schutthalden und dazwischen herrschte rege Betriebsamkeit. Geschützt vom hohen Gras schlichen wir heran.

Erst jetzt sahen wir es deutlich: Aus dem Eingang quoll ein Strom Handkarren, gezogen von Arbeitern. Jeweils ein Zweiter stemmte sich hinten gegen die Karren, deren grob gezimmerte Räder den Boden um das Tor aufgewühlt hatten. Sie trugen lediglich einen Lendenschurz und ein Kopftuch. Dreck und Ruß vermischte sich mit Schweiß. Ross war unter den Arbeitern und Hooker glaubte, einige seiner Leute zu erkennen. «*Sklaverei*», fluchte er. Sie anzusprechen oder gar zu rufen, trauten wir uns nicht, denn an beiden Säulen des Bauwerks wachten Wesen, deren Körpergröße und Masse die zweier Männer aufwog. Einer hatte die Gestalt eines Bären

mit scharfen, überlangen Krallen und sein Kopf glich dem eines Stiers. Der andere schien vom Kopf her einem Löwen ähnlich, während sein Körper in einem stachligen Schwanz endete. «*Chimären, Mischwesen*», fluchte Hooker ungläubig, «*wir ziehen uns besser zurück.*»

Ein kleiner Erdstoß erschütterte den Berg und von einer Schutthalde kullerte eine Vase scheppernd vor meine Füße. Ich griff nach der Vase, um das Geräusch zu dämmen. Zu spät, denn die Augen der Chimären waren dem Lärm gefolgt und mit einem wütenden Aufschrei sprang das löwenköpfige Ungeheuer auf. «*Lauf*», schrie ich und zerrte Hooker mit. Der Weg nach unten war steil. Wir ignorierten den gewundenen Pfad und jagten geradewegs durchs hohe Gras den Hang hinab. Unsere einzige Chance bestand darin, den Bambuswald zu erreichen, um uns darin zu verstecken. Hooker blieb etwas zurück und ich hielt am Fuße des Hanges inne, damit er aufschließen konnte.

Er stürmte heran, dicht gefolgt von dem löwenköpfigen Biest, dessen Schwanz mit den Stacheln zum Schlag ausholte. Ich zog das Rapier und rannte der Bedrohung mit einem Schrei entgegen. Fauchend wich das Wesen meinem Stahl aus. Schnell schaute ich zurück und sah Hooker zwischen dem Bambus verschwinden. Schwer stampfend und schnaubend erreichte die zweite Chimäre das freie Feld vor der Baumgrenze. Ich zog den Degen, um mich nach beiden Seiten zu verteidigen. Den Schlag mit dem Schwanz des Löwenköpfigen parierte ich mit beiden Waffen, um zugleich den Weg ins Bambusdickicht zu verkürzen. Der Stierköpfige erkannte meine Absicht und versuchte, mich zu umgehen. Ich stieß vor und erwischte seine Pranke. Das Wesen brüllte auf und hieb ohne Wirkung mit seinen Krallen nach mir. Abgelenkt von diesen Angriff schlug der Schwanz des Löwenköpfigen ein weiteres Mal nach mir. Ich hatte aber nur eine Waffe frei, an der die Wucht zwar abglitt, aber dennoch

meine Schulter streifte. Es brannte wie Feuer und ich rollte mich nach hinten ab, um zugleich trotz des Schmerzes wieder aufzustehen. Lange würde ich dem Druck nicht mehr standhalten und sah schon das Ende des Kampfes.

Zu meinem Glück flogen Bambusspeere aus dem Wald und trieben die Chimären zurück. Eine Gruppe von Affenponys, angeführt von Nosh-Nosh, kam aus dem Dickicht geprescht und nahm mich in die Mitte. Paarweise warfen sie ihre Speere so geschickt, dass die Chimären auf Distanz blieben. Hastig zogen wir uns in den Bambuswald zurück.

Nosh-Nosh stützte mich, bis wir auf den wartenden Hooker stießen. Besorgt schaute er sich meine Schulter an und zog zwei Stacheln. Meine Beine versagten ihren Dienst, ich knickte ein und verlor das Bewusstsein.

Schwärze umgab mich und vom Wind verzerrte Stimmen drangen an mein Ohr. Woher kamen diese Stimmen? Ich

versuchte, ihnen zu folgen, und lief aus der Dämmerung in einen Nebel, in denen Ungeheuer mit ihren Krallen und Zähne nach mir schlugen. Feuer brach durch den Nebel und fraß sich durch meine Kleidung, zu meinem Medaillon und verbrannte Claras Bild zu Asche. Mit dem Bild schien die Erinnerung an sie zu verbrennen und ich versuchte verzweifelt, den Rest davon festzuhalten, bis mich die Hitze verschlang.

«*Carlos, Carlos*», rief Hooker, «*es ist nur ein Alptraum. Du bist in Sicherheit.*» Langsam lüftete sich der Schleier und ich erkannte die Hütte wieder. Ich lag in einer Hängematte und ein Feuer prasselte. Hooker hatte sich über mich gebeugt und tupfte meine heiße Stirn mit einem feuchten Tuch. «*Es ist alles in Ordnung, das Fieber geht zurück.*» Ich griff nach meiner Brust und fand das Medaillon an seinem Platz. Claras Bild war heil und unversehrt. Erleichtert schlief ich ein und wachte am späten Nachmittag wieder auf. Hooker war nicht da und ich versuchte aufzustehen. Schwindel erfasste mich und ich

schwankte. Notgedrungen hielt ich mich am Türpfosten fest. Hooker war nicht weit weg mit einem Netz beschäftigt, in dem er Fische gefangen hatte. Als er mich sah, ließ er alles fallen und stürzte mir entgegen. «*Leg dich wieder hin*», befahl er und führte mich zu meiner Matte: «*Abendessen ist in einer Stunde fertig.*»

Das Abendessen war vorzüglich und ich ausgehungert. Hooker erklärte, dass ich fast zwei Tage geschlafen hatte. Nur gelegentlich sei ich aufgewacht, habe geschrien und um mich geschlagen. Ich erinnerte mich zum Teil an die Vorfälle und ließ mir von Hooker den Rest erklären: Nach der Verfolgungsjagd hatten mich die Affenponys bis zum Torbogen begleitet. Dort sei ich zusammengebrochen. Mit Mühe und Not habe er mich zur Hütte geschleift. Nosh-Nosh und seine Freunde lenkten die Chimären nach Süden ab. Am nächsten Morgen sei Nosh-Nosh unverletzt erschienen. Nachdem er sich einige Soleier ergattert hatte, verschwand er wieder. Ich

dagegen sei im Fieberwahn kaum zu bändigen gewesen.

«*Und*», fragte ich Hooker, «*das mit dem Eingang zum Berg, den Sklaven, Ross und den Chimären, war dies real?*» Ich zweifelte an meinen Erinnerungen und wusste nicht mehr zwischen Albtraum und Wirklichkeit zu unterscheiden. «*So real wie die Vase, die am Eingang zum Berg vor deine Füße kullerte*», erklärte er und zeigte mir das Stück. «*Vermutlich stammt sie aus der Bronzezeit.*» Er wendete die Vase in seiner Hand.

«*Viele Reiche und Kulturen sind in dieser Zeit aufgestiegen und wieder untergegangen. Überlieferungen erwähnen seefahrende Völker, seltsame Mythen und Erzählungen. Piraten und Bruderschaften hat es wohl zu allen Zeiten gegeben.*» Er seufzte und schwieg. «*Erzähl weiter*», bat ich Hooker.

«*Zunächst solltest du wissen*», quälte sich Hooker, «*ich habe die Helden und Mythen der alten Ägypter und Griechen nie ernst genommen. Im Gegenteil, ich habe*

mich deswegen in meiner Studienzeit häufig gestritten. Der Streit brachte mir Feindschaft und Ablehnung ein.

Ich habe es dir schon einmal erzählt, mein Vater studierte in Königsberg. Dort lernte er meine Mutter kennen und lieben. Ich wuchs behütet in London auf und sollte, so der Plan meines Vaters, seiner Karriere folgen. Er schickte mich ebenfalls nach Königsberg. Dort belegte ich neben Medizin auch die Philosophie und fand Einlass bei den Aufklärern. Seitdem sehe ich mich nur der Logik, der Mathematik und den Naturwissenschaften verpflichtet. Obwohl ich zu den Besten zählte, verweigerte man mir, wegen meiner streibaren Art, Titel und Anerkennung. Seitdem friste ich ein Leben abseits der besseren, akademischen Kreise.»

Hooker ruderte mit den Armen, stand auf und wanderte umher. Ich merkte, dass ihm dieses Geständnis nicht leicht fiel. «*Es ist eine alte Geschichte*», brummte Hooker, setzte sich wieder und fuhr zügig fort: «*Sie handelt von Zeus, der sich mit Typhon stritt. Zeus besiegte Typhon und sperrte ihn in den*

Ätna, einem Vulkan auf Sizilien. Soweit die Legende. Wie auf der Vase wird jener Typhon als Drache oder geflügelte Schlange dargestellt. Er soll für eine Reihe von Ungeheuern, Chimären wie Sphinx, Kerberos oder Hydra, verantwortlich sein. Du erinnerst dich an die stier- und löwenköpfigen Mischwesen! Es ist seltsam», so Hooker weiter, «*Wir leben hier in unmittelbarer Nähe eines Vulkans. Da drängt sich nun mal ein Vergleich auf. Genau wie der Eingang zum Berg, so wird der Zugang zu jener Höhle beschrieben, in der Typhon heranwuchs. Er soll ein Kind der Mutter Erde gewesen sein. Wie auch immer, mit den Tiefen und Abgründen, mit Magma und dem Chaos kannte er sich demnach bestens aus.*»

Hooker drehte die Vase und sah sich die Motive genauer an. «*Andererseits sind diese Geschichten mehrere tausend Jahre alt*», murmelte er vor sich hin, «*und viele haben die Mhyten für bare Münze gehalten. Typhon oder Seth, wie er in Ägypten genannt wird, stehe für Zerstörung, für das*

Böse. Er gilt als unfruchtbar, und da er keine eigenen Kinder zeugen konnte, hat er sich Wesen oder Diener auf anderen Wegen erschaffen? Es ist Folklore, aber nicht nur am Mittelmeer, in Indien und China gibt es Vergleichbares. Selbst bei den Maya in Mittelamerika spielt ein gewisser Huracán mit den Winden und dem Feuer. Er wird ebenfalls als Mischwesen dargestellt. Es ist ein eher unterhaltsames Durcheinander, das ich bis vor Kurzem nicht Ernst genommen habe.»

«Wie ist die Vase hierher gekommen», fragte ich. Hooker zuckte mit den Schultern: *«Es kann sein, dass die Vase von einem Schiff stammt, das vor langer Zeit hier zerschellte? Oder Wind und Strömungen haben sie hier hingetrieben!»*

Er blickte in die Ferne und scherzte: *«Dem Herrn der Winde steht es doch frei, alles mögliche hier stranden zu lassen. Oder nicht!»*

Hooker wechselte das Thema: «*Es geht erst einmal um deine Gesundheit*», meinte er und gab mir etwas zu trinken. Das Gebräu reizte meinen Hals und ich musste husten. «*Ein paar neue Zutaten*», entschuldigte er sich und zuckte mit den Schultern. «*Ich mache mir Sorgen*», betonte er. «*Was auch immer die Ursache dieses seltsamen Fiebers ist, ich werde es Typhose, Sethosfieber oder Huracona nennen! Vielleich auch Carlositis-Veganus*», scherzte er und hielt eine Weile inne. «*Denk an die Sklaven und Chimären und verschwinde nicht*», bat er mich mit einem Augenzwinkern. Er hatte seine Ausführungen beendet und kramte in seinen Unterlagen. Der Trank wirkte, ich wurde müde und schlief ein.

Am nächsten Morgen erwachte ich frisch und erholt, doch Hooker machte ein besorgtes Gesicht: «*Es ist wie bei meinen Kameraden und wie bei Ross. Scheinbar erholst du dich, aber der grünlich Schimmer auf deiner Haut verrät, das du Gift im Körper hast. Mehr kann ich dazu nicht*

sagen. Auch nicht, wie viel Zeit dir noch bleibt.» Eifrig untersuchte er mich von Kopf bis Fuß und widmete sich dann wieder seinen Notizen.

Ich bat ihn, mir Schreibzeug zu leihen. Jetzt sitze ich bereits Stunden in einer Bar am Ende der Welt und schreibe. Es rumort und grollt in der Ferne, und ich beeile mich, meine Geschichte fertig zustellen. Er oder es, was auch immer, ruft nach mir. Hooker versprach, diese Zeilen aufzubewahren. Gleich wird er mich festbinden, so hab ich es mit ihm vereinbart und mein Schicksal wird seinen Lauf nehmen.

Liebe Eltern, ich fühle mich seltsam unnütz. Was habe ich aus meinem Leben gemacht? Ich besitze nur wenig, was ich weitergeben kann: Den Rest an Perlen in meinem Beutel soll Elena erhalten. Mein Rapier gebt Henry und den Degen Rachel. Beides hat mir all die Jahre zuverlässig gedient. Und ja, ich vermisse Euch. Seit Jahren haben wir nichts mehr voneinander gehört. Für Euch ist dieses Testament.

Bleibt noch eins: Begrabt das Medaillon mit Claras Bild in Nähe meines Herzens.

Dies ist mein letzter Wunsch. Ohne Widerstand werde ich mich nicht der Sklaverei ergeben.

Carlos Rodrigues de la Vega

Ende Kapitel 4.
Weiter im Inhaltsverzeichnis!

© Stephan-Michael Kozlowski